



Leseprobe aus Bereswill, Geschlecht als sensibilisierendes Konzept,

ISBN 978-3-7799-6005-8

© 2019 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6005-8)

isbn=978-3-7799-6005-8

Einleitung

Mechthild Bereswill

Der Titel des vorliegenden Sammelbandes „Geschlecht als sensibilisierendes Konzept“ knüpft an Überlegungen von Herbert Blumer an. In einem einflussreichen Aufsatz aus dem Jahr 1954, der auf seinem 1953 vor der American Sociological Society gehaltenen Vortrag mit dem Titel „What is Wrong with Social Theory?“ basiert, plädiert Blumer dafür, sozialwissenschaftliche Theoriebildung als Wechselspiel von „sensitizing concepts“ und „empirical instances“ (ebd., S. 8) zu gestalten. Er hinterfragt das für seine Zeit dominante Selbstverständnis sozialwissenschaftlicher Theoriebildung und kritisiert die fehlende Verbindung zwischen abstrakten und definitiven Konzepten einerseits und empirischen Phänomenen der Sozialwelt andererseits. Im Gegensatz dazu konzipiert er den Theoriebildungsprozess als Verflechtung von theoretischen Konzepten, forschungspraktischen Untersuchungsschritten und empirischen Befunden: „Theory, inquiry and empirical fact are interwoven in a texture of operation with theory guiding inquiry, inquiry seeking and isolating facts, and facts affecting theory. The fruitfulness of their interplay is the means by which an empirical science develops.“ (Blumer 1954, S. 3). Theoriebildung wird als ein fortlaufender tentativer Prozess konzipiert, in dessen Verlauf theoretische Konzepte den forschenden Blick zwar lenken und die Rekonstruktion empirischer Befunde strukturieren, Theorie diese Befunde aber nicht unterordnet, sondern, ganz im Gegenteil, im Verhältnis zur Empirie reformuliert werden soll. Relevante Befunde eines untersuchten Falls laden so zu einem Erkenntnissschritt ein, den Blumer (ebd., S. 8) als „revising the concept“ beschreibt.

Blumers Unterscheidung zwischen definitiven und sensibilisierenden Konzepten schärft den Blick für solche erkenntnistheoretischen Reflexionen. Definitive Konzepte schreiben vor, *was* gesehen wird, während sensibilisierende Konzepte Richtungen weisen, *wohin* geschaut wird (ebd., S. 7). Die strukturierte Verwobenheit („textual operation“) von Theorie und Forschungsbefunden ist aus Blumers Perspektive grundlegend für sozialwissenschaftliche Erkenntnisprozesse. Damit stellt er in den 1950er Jahren den Strukturfunktionalismus in Frage, der in seiner Zeit die US-amerikanische Soziologie dominierte. Von heute aus gesehen leisten seine Überlegungen einen grundlegenden Beitrag zur Entwicklung und Stärkung des interpretativen Paradigmas in den Sozialwissenschaften, auf das gegenwärtig mit großer Selbstverständlichkeit, nicht nur im Zusammenhang von Geschlechterforschung, Bezug genommen wird (Knapp 2013, S. 249).

Blumers Plädoyer, Theoriebildung als fortlaufendes Wechselspiel von sozialtheoretischen Konzepten, empirischer Forschung und konkreten untersuchten Sachverhalten zu praktizieren, scheint mehr als sechzig Jahre später also ein Allgemeinplatz zu sein. Das Verhältnis von Theorie und Empirie angemessen zu bestimmen, ist allerdings immer noch „ein Zentralproblem der Sozialwissenschaften“ (ebd.). Der Vorschlag, sozialtheoretische Begriffe als sensibilisierende und mit einer notwendigen Vagheit ausgestattete Konzepte zu begreifen, ist vor diesem Hintergrund eine ganz bestimmte Möglichkeit, das Theorem einzulösen, dass „die Rückwirkung wissenschaftlicher Verfahren auf den zu untersuchenden Gegenstandsbereich“ (Becker-Schmidt 2006, S. 117) reflektiert werden soll.

Wie passt diese Möglichkeit einer offen gehaltenen, vagen Blickrichtung zu den breit ausdifferenzierten theoretischen Denktraditionen feministischer Wissenschaft und zu den diversen erkenntnistheoretischen Verortungen der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung? Allein die Frage, ob Geschlecht eine sozialtheoretische Kategorie ist, würde unterschiedliche Antworten provozieren, deren Begründungen in eine „vielschichtige Theorielandschaft“ (Bereswill 2008, S. 100) eingebettet sind. Gesellschaftstheoretische, differenzierungstheoretische, diskurstheoretische und queertheoretische Zugänge fassen Geschlecht entweder als eine Gesellschaft strukturierende und die soziale Ordnung stabilisierende Kategorie oder sie dekonstruieren jedwede kategoriale Fassung von Geschlecht, da solche kategorialen Bestimmungen die heteronormative symbolische Ordnung fortschreiben. Schon diese grobe und recht vereinfachte Skizze verdeutlicht, dass der Titel des Bandes treffender vielleicht wie folgt hätte formuliert werden können: Theoretische Lesarten von Geschlecht als sensibilisierendes Konzept.

Geschlecht stattdessen im Singular aufzurufen, ist aber weder Ausdruck einer theoretischen Indifferenz noch mit der Unterstellung verbunden, es gäbe eine einheitliche Fassung von Geschlecht als soziale Kategorie, die als sensibilisierendes Konzept zum Einsatz gebracht werden könnte. Ganz im Gegenteil, die Beiträge des vorliegenden Bandes repräsentieren eine große Bandbreite verschiedener Konzeptualisierungen von Geschlecht. Gesellschaftstheoretische Traditionen der Geschlechtertheorie, die Geschlechterverhältnisse als Strukturzusammenhang voraussetzen, sind ebenso vertreten wie der Anspruch, Geschlecht vollständig zu dekonstruieren. Zugleich argumentieren alle Beiträge im Wechselspiel von Theorie und Empirie, methodisch fundiert durch diverse Methodologien der qualitativen Sozialforschung wie beispielsweise sozialwissenschaftliche Hermeneutik, wissenssoziologische Diskursanalyse, dokumentarische Methode, Ethnographie oder Grounded Theory sowie durch verschiedene Interviewmethoden oder wissenssoziologisch fundierte Dokumentenanalysen. Die Bedeutung von Geschlecht für den jeweiligen Kontext wird dabei einerseits durch eine konkrete theoretische Brille beispielsweise als Struktur-

oder als Ordnungskategorie konzipiert oder dekonstruiert und andererseits aus der Empirie rekonstruiert. Das bedeutet, theoretische Perspektiven werden als Kompass in einem Entdeckungszusammenhang eingesetzt. Dieser Kompass weist den Weg, ohne die Struktureigentümlichkeiten des konkreten empirischen Feldes oder Falls vorab vollständig bestimmen zu können. In Blumers Perspektive entwickelt ein theoretisches Konzept, wenn es als sensibilisierendes Konzept eingesetzt wird, seine Bedeutung erst in Relation zum jeweiligen empirischen Fall. Damit gewinnen theoretische Konzepte unterschiedliche Bedeutungen und werden offen gehalten für die bereits beschriebene Revision. „One moves out from the concept to the concrete distinctiveness of the empirical instance, instead of embracing the instance in the abstract framework of the concept“ (Blumer 1954, S. 8).

Offenheit und die damit verbundene notwendige Vagheit von Konzepten bedeutet allerdings nicht, auf Theorien zu verzichten. Theoretische Konzepte strukturieren nach wie vor die Entscheidung, welche empirischen Phänomene und wie diese untersucht werden. Empirie wird aber nicht durch Theorie eingeklammert, sie wird vielmehr durch die empirische Analyse herausgefordert und weiter ausdifferenziert. Die Konzeptualisierung von Sozialtheorie ist aus dieser Perspektive immer an die empirischen Erscheinungen in der Sozialwelt gebunden, ohne dass Theorie und Empirie in einem einfachen Ableitungsverhältnis zueinander stünden. So wird die Reichweite von Theorie immer neu reflektiert, auch im Verhältnis zu anderen Theorieansätzen. Wenn diese Prämisse auf die polyphone Theorielandschaft und auf die fortlaufenden erkenntnistheoretischen Debatten der sozialwissenschaftlichen und interdisziplinären Geschlechterforschung bezogen wird, öffnen sich Räume der Verständigung, in denen auf kontroverse Engführungen auf einen „Schulbegriff“ (Knapp 2014, S. 38) von Geschlecht verzichtet werden kann. Statt an einer sich „gegenseinander profilierenden Herausbildung strömungsspezifisch-verinselter Sprachwelten“ (ebd.) mitzuwirken, rückt die wechselseitige Verständigung über theoretische Überzeugungen in den Fokus: „Die Reflexion und vor allem das Aussprechen von Geltungsgrenzen des eigenen Ansatzes ist eine der Voraussetzungen für das Gehört-Werden-können [...]“ (ebd.). Dieses Argument von Gudrun-Axeli Knapp und Blumers Vorschlag des Offenhaltens und der Reformulierung von theoretischen Konzepten entstammen unterschiedlichen wissenschaftlichen Diskursräumen. Gleichwohl laden beide Perspektiven dazu ein, sozialwissenschaftliche Erfahrungsbildung als reflexiven und dialogischen Prozess zu gestalten: zwischen Theorie und Empirie und zwischen den wissenschaftlichen Akteur_innen und ihren unterschiedlichen theoretischen Orientierungen in der Geschlechterforschung.

Die folgenden Beiträge entstammen einem vielstimmigen Diskursraum, der durch die Autor_innen des Bandes mit hervorgebracht und eigensinnig ausgestaltet wurde. Alle haben in den letzten zehn Jahren das von mir geleitete Pro-

motions- und Forschungskolloquium an der Universität Kassel mitgestaltet und darüber hinaus in verschiedenen Interpretationsgemeinschaften an der Auswertung von qualitativen Daten zusammengearbeitet. Diese Zusammenarbeit mit vielen anderen Promovierenden und mit mir als Betreuer_in der jeweiligen Promotion erfordert die dauerhafte Bereitschaft zur Einübung einer reflexiven Haltung: im Umgang mit dem eigenen und den Forschungsvorhaben anderer und im Hinblick auf die Erarbeitung eines eigenen wissenschaftlichen Standpunktes, der sich nicht einfach an bereits etablierte Forschungstraditionen anschmiegt oder einem „Schulbegriff“ nachhängt. Die vorliegenden Aufsätze dokumentieren diese Einübung eines reflexiven Umgangs mit Theorie als Forschungsstil.

Im ersten Beitrag fragt *Johanna Neuhauser*, wie die „Vermittlung von Verhalten und Verhältnissen“ untersucht und theoretisch erfasst werden kann. Sie entwickelt einen empirisch fundierten Vorschlag, um „die Fallhöhe zwischen dem praktischen Wissen aus der konkreten Lebenswelt der Subjekte und einer gesellschaftstheoretischen Perspektive“ zu verringern. Unter Bezug auf Bourdieu und Wacquant begreift Johanna Neuhauser jeden Forschungsakt als empirisch und theoretisch zugleich und nimmt für ihre eigene Forschung die Konzepte Kapital und Habitus als sensibilisierende Konzepte auf, um die sozialen Erfahrungen von Hausarbeiterinnen und Sexarbeiterinnen in Brasilien zu rekonstruieren. Die Überlegungen zum Verhältnis von Theorie und Empirie werden so am Beispiel von zwei verschiedenen qualitativen Untersuchungen entwickelt, wobei sich übergreifende Konstruktionen von Männlichkeit und komplementäre Dynamiken von angestrebter und stillgestellter Mobilität im sozialen Raum zeigen. Vor dem Hintergrund der vergleichenden Analyse diskutiert Johanna Neuhauser schließlich die Grenzen des Konzepts Habitus, mit dem die Selbstverortungen der Frauen im Geschlechterverhältnis nur zu Teilen verstanden werden können. Sie plädiert für eine Erweiterung des Blicks auf Ambivalenzen, wie sie in den Erzählungen der Interviewten zum Ausdruck kommen. Um das Verhältnis von Theorie und Empirie zu reflektieren und die Bedeutung von Geschlecht zu bestimmen wird abschließend für einen „doppelten Blick auf Geschlecht“ plädiert: als sensibilisierendes Konzept und zugleich als eine „zentrale Achse gesellschaftlicher Ungleichheit“.

Auch im folgenden Beitrag von *Kathleen Pöge* wird Geschlecht aus verschiedenen theoretischen Blickwinkeln reflektiert: gesellschaftstheoretisch als Strukturkategorie und wissenssoziologisch als ein kulturelles Ordnungsmuster. Von der Beobachtung ausgehend, dass theoretische Ansätze, die die Wirkung gesellschaftlicher Strukturzusammenhänge auf die Subjekte in den Blick rücken, in diesem Forschungsstrang der Geschlechterforschung „unterbelichtet“ sind, greift Kathleen Pöge das Theorem der „doppelten Vergesellschaftung“ (Becker-Schmidt) auf und schlägt vor, das Konzept Ambivalenz unter Bezug auf eine wissenssoziologische Perspektive zu öffnen und so die Bedeutung von

widersprüchlichen normativen Ansprüchen an Frauen zu erfassen. Diesen Vorschlag bettet sie in eine differenzierte Diskussion verschiedener Dimensionen von Geschlecht und des sozialpsychologischen Konzepts Ambivalenz ein. Ambivalenz wird schließlich unter Bezug auf Blumer als hinreichend vages und offenes sensibilisierendes Konzept bestimmt, das den forschenden Blick auf das Material lenkt, nicht aber determiniert. Untersucht werden qualitative Längsschnittinterviews mit Ärztinnen und ihren Partnern im Übergang in und in der konkreten Situation von Elternschaft. Kathleen Pöge arbeitet aus den Interviews heraus, dass sowohl Frauen als auch Männer Erfahrungen einer doppelten Vergesellschaftung zwischen Familie und Erwerbsarbeit verarbeiten müssen. Ihre Ambivalenzkonflikte unterscheiden sich aber dahingehend, dass Frauen deutlich stärker unter Legitimationsdruck stehen und sich mit normativen Idealen von Mutterschaft auseinandersetzen müssen. In ihrem Fazit stellt Kathleen Pöge entsprechend fest, dass nicht nur widersprüchliche gesellschaftliche Strukturen, sondern auch widersprüchliche normative Idealvorstellungen auf der Subjektebene verarbeitet werden müssen. Deshalb schlägt sie eine Öffnung und Reformulierung des Konzepts Ambivalenz im Kontext der Bedeutung von Geschlechterordnung vor.

Während die ersten beiden Beiträge aus unterschiedlichen Blickwinkeln nach der Vermittlung von Verhalten und Verhältnissen fragen, wendet sich *Magdalena Apel* in ihrem Aufsatz dem Verhältnis von Körper und Geschlecht zu und stellt zugleich grundlegende methodologische Fragen danach, ob und wie dieses Verhältnis im Forschungsprozess relevant wird und wie Relationen von Körper und Geschlecht ausgelotet werden können, ohne Geschlechterdifferenz oder essentialisierte Körper vorauszusetzen. Diesen Grundfragen der Geschlechterforschung geht sie im Rahmen einer biographischen Interviewstudie mit *Zeitzeug_innen*, die als Kinder in Heimen untergebracht waren, nach. Antworten entwickelt sie, indem sie zwei ausgewählte Interviewsequenzen aus unterschiedlichen theoretischen Blickrichtungen analysiert: zunächst aus einer sozialkonstruktivistischen Perspektive, die verdeutlicht, dass es kaum möglich ist, binäre Codierungen von Geschlecht nicht mitzudenken oder nicht irgendwann doch nach solchen zu suchen. Im Anschluss an diese Reflexion von Konstruktionsprozessen im Forschungsprozess wendet Magdalena Apel sich einer biographietheoretisch fundierten Analyse zu und analysiert die ausgewählten Sequenzen im Kontext der lebensgeschichtlichen Narration. Dieser Schritt verdeutlicht, dass Konstruktionen von Zweigeschlechtlichkeit und Selbstwahrnehmungen als verletzungsoffen und ausgeliefert oder als robust und widerständig keinesfalls mit eingeschliffenen Zuschreibungen von Männlichkeit und Weiblichkeit korrespondieren. Der experimentelle Perspektivwechsel, den Magdalena Apel praktiziert, wird schließlich im dritten Schritt auf die Forschungsinteraktion und die Selbst- und Fremdwahrnehmungen der Forscherin selbst erweitert. Damit wird deren implizites Geschlechterwissen explizit und

ihre emotionale Resonanz auf das jeweilige Gegenüber im Interview kann als Teil eines Interaktionsprozesses verstanden und als weiteres Erkenntnismoment genutzt werden. Abschließend reflektiert Magdalena Apel, dass „Geschlecht überall und nirgends zu sein scheint“ und sich dem Forschungsprozess genau deshalb entzieht.

Auch *Kim Scheunemann* verfolgt eine grundsätzliche methodologische Frage: Kann Forschung die „immer währende Reproduktion von Geschlecht“ überwinden? Wie kann das Ziel, Geschlecht nicht immer neu aufzurufen, durch konkrete methodische Schritte angesteuert werden? Diese Frage bearbeitet Kim Scheunemann mit Bezug zu queertheoretischen Ansätzen. Antworten werden entwickelt, indem das methodische Vorgehen einer eigenen Studie zu Expert_innenwissen über Inter*- und Trans*-Themen reflektiert wird. Zunächst wird diskutiert, ob und wann das Geschlecht von Menschen, die interviewt werden, von Bedeutung ist und wann nicht. Kim Scheunemann plädiert dafür, diese Frage für jeden Kontext neu zu reflektieren und die Bedeutung von Geschlecht für eine Forschungssituation nicht fraglos vorauszusetzen. Anschließend wird nach der Bedeutung von Geschlecht in der Forschungsinteraktion im Interview gefragt. Kim Scheunemann differenziert hier zwischen unterschiedlichen Konstellationen des Forschungsfeldes, in denen sowohl das eigene als auch das Geschlecht des interviewten Gegenübers mal bedeutsam ist und mal vollkommen in den Hintergrund tritt. Dabei wird nachvollziehbar, wie unterschiedlich die eigene Position als forschende Person und damit verbundene Erwartungen von Interviewten sind. Auch für die Analyse der Interviews wird Geschlecht zurückgenommen. Dies betrifft Fragen der Transkription von Daten ebenso wie deren Interpretation in Gruppen und die Darstellung der Ergebnisse. Kim Scheunemann nimmt alle diese Dimensionen eines Forschungsprozesses in den Blick, greift Beispiele aus der Forschung auf, die Geschlecht nicht reproduzieren und stellt schließlich das Vorgehen in der eigenen Untersuchung vor. Abschließend wird betont, „dass Geschlecht anders gedacht und gelebt werden kann als im Geschlechteralltagswissen angenommen“. Dem ist hinzuzufügen, dass Kim Scheunemann verdeutlicht, dass Geschlecht im Forschungsprozess radikal hinterfragt und dekonstruiert werden kann, die dafür geeigneten Strategien aber eng mit dem Forschungszusammenhang und dem Forschungsinteresse korrespondieren.

Patrik Müller-Behme untersucht Konstruktionen von Normalität und Abweichung und fragt nach der Bedeutung von Geschlecht für solche Konstruktionsprozesse. Im Mittelpunkt seines Beitrags stehen Dokumente aus Akten der Sozialbürokratie, die im Zeitraum der 1950er bis 1970er Jahre über Kinder und Jugendliche geführt wurden, die in ein Erziehungsheim in Westdeutschland eingewiesen wurden. Die Legitimation und Umsetzung einer solchen Unterbringung kann anhand der Anträge auf eine Einweisung durch das Jugendamt rekonstruiert werden. Ob und wie Konstruktionen von Geschlecht solche Legi-

timationsfiguren strukturieren, untersucht Patrik Müller-Behme anhand von zwei ausgewählten Fallbeispielen. Hierfür erläutert er zunächst die Materialbasis und den wissenssoziologischen Blickwinkel seiner Untersuchung. Die Bedeutung von Geschlecht bzw. Geschlechterdifferenz strukturiert dabei weder die Auswahl noch die hermeneutische Analyse von Dokumenten im Sinne eines vorab unterstellten Geschlechterunterschieds. Um diese Setzung zu vermeiden, fragt Patrik Müller-Behme vielmehr sowohl nach Gemeinsamkeiten als auch nach Unterschieden der Konstruktionen von Abweichung und Normalität und nach deren möglicher Vergeschlechtlichung. Im Ergebnis arbeitet er heraus, dass Sozialbürokratie Personen immer ein Geschlecht zuweist, dies jedoch nicht bedeutet, dass Zuschreibungen, die im „gesellschaftlichen Prozess der Sozialdisziplinierung“ zur Wirkung gelangen, immer eindeutig zweigeschlechtlich strukturiert sind. Gleichwohl zeigt sich eine Differenzkonstruktion, die die soziale und die symbolische Ordnung der Geschlechter mit der diskursiven Hervorbringung eines ‚normalen‘ Subjekts verknüpft: „Eigenständigkeit“ wird als eine Dimension ‚ordentlicher‘ Männlichkeit erwartet, während „Eigenständigkeit“ und Weiblichkeit sich als tendenziell inkompatibel erweisen.

Sabine Stange untersucht ebenfalls die Diskurse zur Heimerziehung in den 1960er Jahren und zwar aus der Perspektive der Kritik, die öffentlich an dieser Unterbringungspraxis geübt wurde. Dieser Zusammenhang ist bislang nicht aus einer geschlechtertheoretischen Perspektive beleuchtet worden. Vor diesem Hintergrund lenkt die Frage nach der möglichen Bedeutung von Geschlecht für die Heimkritik, die zugleich als grundsätzliche Kritik an gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen anzusehen ist, die forschende Aufmerksamkeit in eine neue Richtung. Im Fokus des Beitrags steht eine im Jahr 1969 im Hessischen Rundfunk übertragene Radiosendung über das damals einzige geschlossene Erziehungsheim in Hessen, das so genannte ‚Mädchenheim Fuldata‘ bei Guxhagen. Sabine Stange analysiert das Transkript der von der Journalistin Ulrike Marie Meinhof konzipierten Sendung, indem sie die Darstellungen der Direktorin der Einrichtung und die Darstellungen der dort eingewiesenen Mädchen und jungen Frauen rekonstruiert. Die Bedeutung von Geschlecht wird dabei konsequent aus dem Text rekonstruiert und die untersuchte Quelle wird als historisches Material reflektiert. Dies bedeutet eine „fortwährende Verfremdungsleistung und Hinterfragung“ der eigenen Lesarten, die durch den gegenwärtigen Blick, aber auch durch die politischen und wissenschaftlichen Diskurse sowohl um die Journalistin als auch um die Direktorin der Einrichtung beeinflusst werden. Sabine Stange analysiert die Aussageereignisse des Textes, ohne sich in diese Diskurse zu verwickeln und legt auf diese Weise frei, dass und wie die Kritik an der Praxis der Heimerziehung mit der zeitgenössischen Geschlechterordnung verflochten war. Diese Ordnung wird nicht in Frage gestellt, sie wird vielmehr in den Dienst der Kritik genommen, indem die mit Täterschaft assoziierte Direktorin als abweichend von herkömmlichen Weiblich-

keitsbildern beschrieben und die Opferposition der Mädchen dadurch unterstrichen wird, dass ihnen der Zugang zu ‚modernen‘ Weiblichkeitsattributen verwehrt wird. Geschlecht erweist sich demnach als eine subtile Ordnungsdimension, die in Zeiten der Destabilisierung gesellschaftlicher Gewissheiten erstaunlich stabil bleibt.

Auch *Lina Eckhardt* analysiert Archivalien aus dem Kontext der Heimerziehung in den 1950er bis 1970er Jahren, und zwar eine spezifische Dokumentensorte aus Fallakten: die sogenannten Führungshefte, die von den Erzieherinnen des ‚Mädchenheims Fuldata‘ erstellt wurden. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht damit ein Ausschnitt aus der für die Sozialbürokratie typischen Praxis des Aufschreibens, verbunden mit Bewertungen der Person, über die etwas aufgeschrieben wird. Die für die Untersuchung herangezogenen Führungshefte geben dabei Einblick in „die unmittelbaren Deutungen, für deren Dokumentation das Erziehungspersonal sich entschieden hat“. Diese untersuchten Schriftstücke sind das explizit sichtbare Ergebnis einer komplexen Autorschaft, indem verschiedene Personen Einträge über einen im Heim untergebrachten Menschen tätigen. Lina Eckhardt fragt vor diesem Hintergrund danach, ob und wie „Abweichungen von normativen Vorstellungen von Weiblichkeit und Ordnung in einer alltäglichen Routine“ reproduziert, aber möglicherweise auch irritiert wurden. Die Bedeutung von Geschlecht wird dabei „als soziale Konstruktion in ihrer diskursiven Herstellung“ rekonstruiert. Abweichung wird in den untersuchten Dokumenten im Kontext von weiblich konnotierten Dimensionen einer komplementär konstruierten Normalität verhandelt: „Ordnung und Sauberkeit“; „Hausarbeit“; „Körper“. Lina Eckhardt arbeitet am Material heraus, wie gesellschaftliche Vorstellungen einer „erwachsenen Weiblichkeit“ in den knappen Eintragungen des Personals ausgehandelt und zu einer nicht hinterfragten Ordnung der Geschlechter verdichtet wurden. Im Fazit wird dieses Ergebnis weiter zugespitzt, indem eine „doppelte Ordnung“ in den Blick rückt: als „internalisierte Haltung“ und als Ordnung der Dinge im Raum. Der Körper, dies verdeutlicht die Untersuchung von Lina Eckhardt, wird dabei sowohl als Instrument der Verinnerlichung als auch im Hinblick auf sein äußeres Erscheinungsbild zur Ordnungsbildung herangezogen.

Ebenfalls auf die aktenförmige Verwaltung von Kindern und Jugendlichen in der Heimerziehung der 1950er bis 1970er Jahre in der westdeutschen Bundesrepublik bezieht sich der Beitrag von *Salome Raczek*. Im Fokus ihrer Analyse steht „die Degradierung von Müttern im performativen Sinn“. Damit verschiebt sie den Blick von den untergebrachten Kindern und Jugendlichen hin zur Konstruktion von Mutterschaft in den Fallakten, die über die Kinder und Jugendlichen geführt wurden. Zur Rekonstruktion der Deutungsmuster von Mutterschaft zieht Salome Raczek ein Konzept von Garfinkel heran: die Degradierungszeremonie, die das Ziel hat, den Status einer Person herabzusetzen und ihre Identität zu diskreditieren. Mit diesem Untersuchungsfokus wird ange-